

Japan wortlos verstehen

Der Schweizer Pfarrer Wilfried Spinner ging 1885 ins Land der aufgehenden Sonne. Als Missionar hatte er wenig Erfolg. Umso mehr beeindruckt seine Sammlung japanischer Kultbilder. *Von Andreas Plattbaus*

Vor dreißig Jahren erhielt das Völkerkundemuseum der Universität Zürich ein Geschenk: achtzig japanische Kultbilder. Nun könnte man meinen, so etwas gäbe es in der Stadt schon zur Genüge, denn mit dem Weltweit-Rietberg hat man in Zürich eine der meist namhaftesten Adressen für außereuropäische Kulturen. Auch dieses Haus besitzt einen faszinierenden Bestand an japanischen Artefakten. Ob die Familie Spinner aus dem nahen Zollikon gerade deshalb die Erbschaft 1985 nicht an die prominente Adresse gab? Um der eigenen Stiftung im kleineren Haus größere Aufmerksamkeit zukommen zu lassen? Wenn es so gewesen sein sollte, dann wäre diese Rechnung mit einiger Verspätung jetzt aufgegangen.

Denn das mitten in der Stadt wunderschön im Alten Botanischen Garten gelegene Völkerkundemuseum der Universität hat nun endlich aus dem Geschenk an sich eines an alle gemacht. Und zwar in Form einer sorgfältig kuratierten kleinen Ausstellung und eines umfangreichen Katalogs, der das gesamte Konvolut der Spinner-Stiftung erschließt und dokumentiert. Man merkt beiden Präsentationen das Staunen über die Bedeutung dieses Bestands an. Das war 1985 anders, als die achtzig Objekte weitgehend unbeachtet magaziniert wurden.

Den Museumskuratoren war damals offenbar entgangen, was sie da eigentlich bekommen hatten. Den Ertrag eines einjährigen Japan-Aufenthalts nämlich, der zu einer Zeit stattfand, als das für Europäer noch keineswegs üblich war, und noch dazu mit einer Aufgabe, die seinerzeit ganz neu war. Und das, was der 1854 in der Nähe Zürichs geborene protestantische Pfarrer Wilfried Spinner von 1885 bis 1891 in Japan tat, hatte unmittelbar mit den Gegenständen zu tun, die er dort sammelte.

Spinner war als Missionar in deutschen Diensten entsandt worden. Sein Auftraggeber war der Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach, der als tiefgläubiger Protestant 1884 den Evangelisch-Protestantischen Missionsverein ins Leben gerufen hatte. Schon bei dessen Gründung war Wilfried Spinner dabei, der in seinem Glaubensideal von einem der geistigen Väter des Vereins, dem Schweizer Theologen Ernst Bass, beeinflusst war. Bass hatte dafür plädiert, die christliche Missionsaufgabe auf eine neue Grundlage zu stellen. Die Ausbreitung des Glaubens sollte ermöglicht werden durch eine intensive intellektuelle und lebenspraktische Auseinandersetzung mit der jeweiligen Kultur, in der ein Missionar tätig wird. Indem man Gemeinsamkeiten statt Trennendes der Religionen suche, bereite man seinerseits im fremden Kulturkreis den Boden für ein Verständnis des Christentums, das dann aus eigener Überzeugung angenommen werden könne statt durch Überredungskunst oder gar Zwang. „Das Ziel des Missionars soll sein, überflüssig zu werden“, resümierte Spinner sein Selbstverständnis nach der Rückkehr aus Japan.

Am 8. September 1885 landete er in Yokohama. Unterwegs hatte er eine Notiz im Tagebuch festgehalten, die seine Begeisterung für die Aufgabe verdeutlicht: „Die tausend und abertausend neuen Dinge, da war ich so sehr gefesselt, dass ich Lust empfand, gleich stille zu stehen, Bild um Bild mir erklären zu lassen und in all seinen Details recht genau einzuprägen.“ Die Praxis als Seelsorger der bereits existierenden deutschsprachigen Gemeinden in Yokohama und der neuen Hauptstadt Tokio ließ solche Mühe aber nicht zu. Also verlegte Spinner sich bald auf den Erwerb von Bildern, um seine visuellen Eindrücke zu unterstützen und die Basis für eine intensive Auseinandersetzung mit dem japanischen Gastland zu schaffen.

Dessen Sprache beherrschte er ungeachtet eines Schnellkurses, den Spinner kurz vor seiner Abreise in London absolviert hatte, nicht gut genug, um auf Dolmetscher verzichten zu können. Dabei standen ihm junge japanische Christen zur Seite. Einer von ihnen brachte ihm ausweislich des Tagebuchs bereits wenige Wochen nach der Ankunft mehrere Götterbilder. Das ist der erste und zugleich einzige Hinweis von Spinner selbst auf seine Sammeltätigkeit. In den sechs Jahren seines Aufenthalts trug er „für religionshistorische Studien“ an die hundert solcher Bilder zusammen, die er schließlich auch mit zurück nach Europa nahm und als Privateigentum seinen Kindern hinterließ, als er 1908 in Weimar starb. Die dritte Generation der später in die Schweiz zurückgekehrten Familie stiftete den Großteil seiner Sammlung dann dem Museum.

Was macht deren Bedeutung aus? Es ist wohl der spezielle Blick Spinners, der ihn überwiegend Holzschritte und Malereien sammelte, die nicht den von Japonismus geprägten europäischen Vorlieben entsprechen. Also keine Landschaftsdarstellungen oder Schauspieler-



Glücksbringer: Okuninushi, einer der ältesten Naturgeister Inv.-Nr. 1995, Foto: Völkerkundemuseum der Universität Zürich

porträts, keine Kurtisane, schon gar nicht Shunga (also explizite Sexualität) und auch keine historischen Motive. Sondern religiöse Bilder, die aufgrund der für westliche Betrachter nahezu zur Gänze unverständlichen Götterfiguren und Symbolik bei den Europäern kein Interesse fanden. Und deshalb auch kaum in diesen Sammlungen vertreten sind.

In japanischen allerdings auch nicht, denn viele Blätter, die Spinner erwarb, galten und gelten in Japan als künstlerisch wertlos, weil sie nach festem Schema produzierte Kultbilder waren, die man in den Tempeln und Klöstern erwerben konnte. Die japanische Bezeichnung dafür lautet *ofuda*, und diese relativ kleinformigen Holzschritte zeigten meist das wichtigste Götterbild, das an den jeweiligen Orten aufbewahrt wurde oder eine als *kami*, als japanischer Naturgeist, verehrte Persönlichkeit. Diese Blätter eines Gottes war nicht an einen Ort gebunden, sondern unendlich teilbar: Jedes Bild präsentierte den Gott nicht nur, sondern repräsentierte ihn, er war darin anwesend, vergleichbar mit der heiligen Kommunion des Christentums. Deshalb wurden die *ofuda* als Amulette eingesetzt und auf Reisen mitgeführt, vor allem aber dabei oder an der Arbeitsstelle zum Schutz der Menschen aufgehängt. Ihre Bewahrung als Objekte spielte keine Rolle. Wenn das Papier zerfiel, besorgte man sich ein neues. Deshalb gibt es sehr wenige alte *ofuda*, obwohl die Praxis auch in der Gegenwart gepflegt wird.

Der größte Teil der Spinnerschen Sammlung besteht aus *ofuda*, und naturgemäß ist kein Exemplar jünger als 125 Jahre. Dass sich seine Sammeltätigkeit auf die Hauptinsel Honshu und dort vor allem auf die Kultstätten in Tokio, Yokohama und rund um die alte Kaiser- und spirituelle Hauptstadt Kyoto konzentrierte, wo Spinner auch ein paar Monate verbrachte, liegt an der Arbeitsbeanspruchung des Missionars, die ihm keine Zeit für größere Erkundungen des Landes ließ. Doch da Pilgerreisen in Japan

große Bedeutung besitzen und man an jeder dabei besuchten Station *ofuda* zu erwerben pflegt, konnte er sich bisweilen Blätter von anderen Orten mitbringen lassen, denn das Heil der Amulette überträgt sich auf deren jeweilige Besitzer. Selbst pilgern muss man dafür nicht.

Die deshalb um überraschendere Popularität der diversen alten Pilgerwege, die bis zu 1300 Kilometer lang sind, resultiert nicht zuletzt aus der rigiden Kontrollpolitik des 1603 begründeten und bis 1868 währenden Tokugawa-Shogunats. Nach außen schottete sich Japan damals hermetisch ab: nur über eine für holländische Kaufleute zugängliche künstliche Insel vor Nagasaki bestand überhaupt noch ein streng regulierter Zugang zum Rest der Welt. Die Militärherrscher der Familie Tokugawa hatten den in Kyoto residierenden Kaiser entmachtet und die Hauptstadt nach Edo – das heutige Tokio – verlegt, wohin alle Landesfürsten einmal jährlich auf längeren Besuch kommen mussten. Das verursachte einerseits hohe Kosten, so dass die Besucher weniger Mittel zur Stärkung der eigenen militärischen Position aufwenden konnten. Außerdem brachte es sie regelmäßig in den unmittelbaren Einflussbereich des Shoguns, der dort Verfehlungen bestrafen konnte.

Ansonsten aber war das Reisen streng sanktioniert, um Unruhen zu vermeiden. Nur mit Genehmigung durfte man sich durchs Land bewegen, und auf den großen Trassen wurden feste Herbergen eingerichtet, damit sich niemand ungebührlich lange und vor allem unbemerkt herumtrieb. Die einzige Ausnahme waren Pilgerreisen. Sie konnte man ohne Genehmigung antreten, und entsprechend viele Menschen taten das. Dabei entstand über die *ofuda* das Prinzip von Holzschritten, die einen ganz Weg dokumentierten und für die Pilger neben der Amulettfunktion auch zu Zeugnissen ihrer Leistung wurden. Diese Idee nahmen später Künstler wie Hokusai und vor allem Hiroshige auf, als sie rein weltliche Ansichtserien schufen, die dann die Stationen der großen Handelsstraßen abbildeten – als berühmteste natürlich die Tokaido-Holzschritte von Hiroshige, die in den 1830er Jahren entstanden sind.

Doch Spinner schätzte an seinen Erwerbungen, die außerdem gemalte Götter- und Tempelbilder und einzelne plastische Kunstwerke umfassten, allein die religiöse Aussage. Gemeinsam mit seinen japanischen Schülern entzifferte er die Aufschriften, und was sie bedeuteten, schrieb er oft eigenhändig neben die japanischen Schriftzeichen auf die Bilder. Kein Kunstsammler würde so handeln; diese Gewohnheit zeigt, dass seine *ofuda* für Spinner tatsächlich nur Anschauungsmaterial waren, nicht höherwertige Kunst. Wobei er doch auch ein ästhetisches Interesse entwickelte. Einmal ist auffällig, dass die prächvolleren gemalten Darstellungen von seinen Aufschriften verschont blieben. Ganz entziehen konnte er sich dem Zauber des überweltlich Schönen denn wohl doch nicht.

Was sich in der Ausstellung und mehr noch im Katalog offenbart, ist ein japanisches Religionsverständnis, das ungeachtet des aus westlicher Sicht oft geäußerten Eindrucks von Vielgötterei, ein ganz rationales Verhältnis zur Funktion von Göttern, Buddhas und Heiligem entwickelt hat. Die Kombination von altjapanischem Naturgötterkult (des Shinto), Buddhismus und Konfuzianismus prägte einen Pragmatismus des Glaubens aus, der nicht als Degeneration verstanden werden darf, sondern als Bereicherung. Und als eine Einübung in religiöse Toleranz. Das heutige Japan hat nach dem Versuch des Meiji-Kaisers, die Modernisierung seines Landes auch durch eine nationale (und durchaus nationalstische) Einheitsreligion zu forcieren, zurückgefunden zum wechselseitigen Austausch von Religionspraktiken, so dass viele Japaner heute an Shinto-Schreinen genauso beten wie in buddhistischen Tempeln.

Diese synkretistische Glaubenspraxis machte die Aufgabe von christlichen Missionaren indes schwer, und auch Wilfried Spinner, der ja ein aufgeklärtes Missionsideal vertrat, brachte nicht viele Japaner zur Taufe. Der Ausschlussblichkeitsanspruch, den das Christentum wie alle monotheistischen Religionen erhebt, war nicht vereinbar mit dem über Jahrhunderte bewährten Modell des japanischen Neben- und Miteinanders. Etliche Bilder aus der Spinnerschen Sammlung belegen es durch Kombinationen von buddhistischem und shintoistischem Gedankengut zu Schutzsynthesen – etwa *kami*, die wie Bodhisattvas inszeniert sind –, die damit auch die Gläubigen beider Richtungen ansprechen. Den Kultstätten nutzte das allemal, weil teil für die Ausgabe von *ofuda* eine Spende erwartet wurde. So gewährt uns das Völkerkundemuseum der Universität Zürich einen völlig neuen Zugang zum Verständnis der japanischen Mentalität.

Die Ausstellung „Wegzeichen. Japanische Kult- und Pilgerbilder“ ist bis zum 17. Mai im Völkerkundemuseum der Universität Zürich zu sehen. Der Katalog kostet 48 Franken, in Deutschland 39,90 Euro.

große Bedeutung besitzen und man an jeder dabei besuchten Station *ofuda* zu erwerben pflegt, konnte er sich bisweilen Blätter von anderen Orten mitbringen lassen, denn das Heil der Amulette überträgt sich auf deren jeweilige Besitzer. Selbst pilgern muss man dafür nicht.

Die deshalb um überraschendere Popularität der diversen alten Pilgerwege, die bis zu 1300 Kilometer lang sind, resultiert nicht zuletzt aus der rigiden Kontrollpolitik des 1603 begründeten und bis 1868 währenden Tokugawa-Shogunats. Nach außen schottete sich Japan damals hermetisch ab: nur über eine für holländische Kaufleute zugängliche künstliche Insel vor Nagasaki bestand überhaupt noch ein streng regulierter Zugang zum Rest der Welt. Die Militärherrscher der Familie Tokugawa hatten den in Kyoto residierenden Kaiser entmachtet und die Hauptstadt nach Edo – das heutige Tokio – verlegt, wohin alle Landesfürsten einmal jährlich auf längeren Besuch kommen mussten. Das verursachte einerseits hohe Kosten, so dass die Besucher weniger Mittel zur Stärkung der eigenen militärischen Position aufwenden konnten. Außerdem brachte es sie regelmäßig in den unmittelbaren Einflussbereich des Shoguns, der dort Verfehlungen bestrafen konnte.

Ansonsten aber war das Reisen streng sanktioniert, um Unruhen zu vermeiden. Nur mit Genehmigung durfte man sich durchs Land bewegen, und auf den großen Trassen wurden feste Herbergen eingerichtet, damit sich niemand ungebührlich lange und vor allem unbemerkt herumtrieb. Die einzige Ausnahme waren Pilgerreisen. Sie konnte man ohne Genehmigung antreten, und entsprechend viele Menschen taten das. Dabei entstand über die *ofuda* das Prinzip von Holzschritten, die einen ganz Weg dokumentierten und für die Pilger neben der Amulettfunktion auch zu Zeugnissen ihrer Leistung wurden. Diese Idee nahmen später Künstler wie Hokusai und vor allem Hiroshige auf, als sie rein weltliche Ansichtserien schufen, die dann die Stationen der großen Handelsstraßen abbildeten – als berühmteste natürlich die Tokaido-Holzschritte von Hiroshige, die in den 1830er Jahren entstanden sind.

Doch Spinner schätzte an seinen Erwerbungen, die außerdem gemalte Götter- und Tempelbilder und einzelne plastische Kunstwerke umfassten, allein die religiöse Aussage. Gemeinsam mit seinen japanischen Schülern entzifferte er die Aufschriften, und was sie bedeuteten, schrieb er oft eigenhändig neben die japanischen Schriftzeichen auf die Bilder. Kein Kunstsammler würde so handeln; diese Gewohnheit zeigt, dass seine *ofuda* für Spinner tatsächlich nur Anschauungsmaterial waren, nicht höherwertige Kunst. Wobei er doch auch ein ästhetisches Interesse entwickelte. Einmal ist auffällig, dass die prächvolleren gemalten Darstellungen von seinen Aufschriften verschont blieben. Ganz entziehen konnte er sich dem Zauber des überweltlich Schönen denn wohl doch nicht.

Was sich in der Ausstellung und mehr noch im Katalog offenbart, ist ein japanisches Religionsverständnis, das ungeachtet des aus westlicher Sicht oft geäußerten Eindrucks von Vielgötterei, ein ganz rationales Verhältnis zur Funktion von Göttern, Buddhas und Heiligem entwickelt hat. Die Kombination von altjapanischem Naturgötterkult (des Shinto), Buddhismus und Konfuzianismus prägte einen Pragmatismus des Glaubens aus, der nicht als Degeneration verstanden werden darf, sondern als Bereicherung. Und als eine Einübung in religiöse Toleranz. Das heutige Japan hat nach dem Versuch des Meiji-Kaisers, die Modernisierung seines Landes auch durch eine nationale (und durchaus nationalstische) Einheitsreligion zu forcieren, zurückgefunden zum wechselseitigen Austausch von Religionspraktiken, so dass viele Japaner heute an Shinto-Schreinen genauso beten wie in buddhistischen Tempeln.

Diese synkretistische Glaubenspraxis machte die Aufgabe von christlichen Missionaren indes schwer, und auch Wilfried Spinner, der ja ein aufgeklärtes Missionsideal vertrat, brachte nicht viele Japaner zur Taufe. Der Ausschlussblichkeitsanspruch, den das Christentum wie alle monotheistischen Religionen erhebt, war nicht vereinbar mit dem über Jahrhunderte bewährten Modell des japanischen Neben- und Miteinanders. Etliche Bilder aus der Spinnerschen Sammlung belegen es durch Kombinationen von buddhistischem und shintoistischem Gedankengut zu Schutzsynthesen – etwa *kami*, die wie Bodhisattvas inszeniert sind –, die damit auch die Gläubigen beider Richtungen ansprechen. Den Kultstätten nutzte das allemal, weil teil für die Ausgabe von *ofuda* eine Spende erwartet wurde. So gewährt uns das Völkerkundemuseum der Universität Zürich einen völlig neuen Zugang zum Verständnis der japanischen Mentalität.

Die Ausstellung „Wegzeichen. Japanische Kult- und Pilgerbilder“ ist bis zum 17. Mai im Völkerkundemuseum der Universität Zürich zu sehen. Der Katalog kostet 48 Franken, in Deutschland 39,90 Euro.



Der Tempelbezirk von Kusunosano Toshogu mit seiner Nachbarschaft von buddhistischen und shintoistischen Kultstätten. Seit 1873 ist er auf kaiserlichen Befehl rein dem Shintoismus geweiht. Inv.-Nr. 1943

Eine tolerante Praxis des Glaubens

Alles neu machte der Meiji-Kaiser. Nur an der Religion biss er sich die Zähne aus.

Das Japan sich der Welt öffnete, geschah nicht freiwillig. Das jahrhundertlang von seinen Herrschern isolierte Land erhielt 1853 unerwartet und auch unerwünschten Besuch von vier Kriegsschiffen der Vereinigten Staaten, deren Kommandant Matthew C. Perry unmissverständlich klarmachte, dass er nur dann in Freundschaft komme, wenn Japan den amerikanischen Interessen an freiem Handelsverkehr entspreche. Das Inselreich, in dem selbst Feuerwaffen offiziell verboten, wenn auch de facto reichlich vorhanden waren, erkannte sofort, dass man den Kanonen der Amerikaner nichts entgegensetzen hätte, zumal Perry nicht weit entfernt von der Hauptstadt Edo geankert hatte. Alsbald gab es einen „Freundschaftsvertrag“ mit den Vereinigten Staaten, dem im Laufe der nächsten zwei Jahrzehnte zahlreiche weitere mit westlichen Staaten folgten, darunter 1861 mit Preußen und 1864 mit der Schweiz. Der 150. Jahrestag des letzteren Abkommens ist Anlass für die Ausstellung der in ihrer Bedeutung erst jetzt erkannten Sammlung des Missionars Wilfried Spinner für die dieser von 1885 bis 1891 in Japan Kultbilder zusammentrug (siehe: „Japan wortlos verstehen“).

Die Jahre, in denen Spinner das tat, fielen in eine Umbruchszeit. Die 1853 und in den Folgejahren erkannte Schwäche des seit 1603 in Japan herrschenden Tokugawa-Clans führte 1868 zur sogenannten Meiji-Restauration. Der damals erst sechzehnjährige Kaiser Mutsuhito hatte als Devisen seiner erst vor einem Jahr begonnenen Regentschaft „Meiji“ gewählt, was man mit „aufgeklärte Herrschaft“ übersetzen kann. Und diesem Motto gedachte er doppelt gerecht zu werden: einmal durch eine Modernisierung des Landes, um dem Westen Paroli bieten zu können, und sodann durch eine Rückgewinnung der Macht für den Thron, denn seit fast drei Jahrhunderten waren die Kaiser nur Marionetten der Tokugawa-Shogune gewesen. Deren erbliche Militärherrschaft besitzte der Meiji-Kaiser, und um das auch ganz deutlich zu machen, verlegte er den Kaisersitz von Kyoto nach Edo, der Hauptstadt der Tokugawa, die er in Tokio umbenannte: „östliche Hauptstadt“.

Der Meiji-Kaiser ließ nichts beim Alten. Auch nicht das Religionsgefüge seines Volkes. Über die amtierenden Religionen, die bis zum sechsten Jahrhundert in Japan praktiziert worden war, gibt es kaum Quellen, doch aus dieser Tradition stammen der Shintoismus und mit ihm die *kami*, Naturgeister, die mit bestimmten Orten wie Quellen oder Bergen verbunden sind. Unter ihnen können aber auch Menschen sein, seit im sechsten Jahrhundert der Buddhismus aus China kommend, bei den Japanern Einzug hielt. Auf dessen Verständnis von der möglichen Selbstvervollkommnung aller Lebewesen musste der alte Glaube reagieren: Fortan wurden auch bedeutende Menschen vergötlicht, was zuvor nur dem Kaiser vorbehalten war.

Ein besonders schönes Beispiel dafür findet sich in den Beständen der Sammlung Spinner, nämlich der 903 gestorbene Sugawara Michizane, der er war ein gelehrter Poet, der aber die Gunst des Kaisers verlor und in Verbannung auf Kyushu starb. Kurz danach hatte Japan Missertanen zu erdulden, was auf den Zorn des Geistes von Michizane zurückgeführt wurde. Deshalb wurde er zunächst rehabilitiert und dann offiziell vergötlicht. Er mauserte sich sogar zu einem der beliebtesten *kami* in Japan, weil Michizane als Schutzgeist der Gerechtigkeit und Schreibkunst gilt. Entsprechend sorgfältig sind die ihm gewidmeten *ofuda* gestaltet, von denen sich zwei unter Spinners Erwerbungen finden.

Der Buddhismus gewann trotzdem immer mehr Anhänger in Japan und war dreizehnten Jahrhundert an die meistverbreitete Religion im Land. In der Folge rückten Adel und Intellektuelle, die den neuen Glauben als Erstgenommen hatten, wieder davon ab und entdeckten den gleichfalls aus China importierten Konfuzianismus für sich, der zudem den Vorzug bot, als besonders rationale Religion die Ausübung der eigenen Standaufgaben zu begünstigen. Auch der Taoismus fand seine Anhänger. Doch es war nie so, dass es dabei Renegaten im westlichen Sinne gegeben hätte. Eine Glaubenskonkurrenz wie etwa bei uns im Zeitalter der Reformation existierte nicht, eher eine wechselseitige Anpassung. Da die in Buddhismus wie Shintoismus übliche Vielgötterei keinen exklusiven Anspruch an Unterwerfung unter ein homogenes Glaubenskonstrukt verlangte, wurden viele alte Riten auch bei der Praktizierung einer neuen Religion beibehalten.

Geradezu idealtypisch entwickelte sich daraus die spezifisch japanische Glaubensrichtung des „shugendō“, die von sogenannten Bergasketen praktiziert wurde. In ihren Lehren durchdrangen sich die personifizierten Naturkräfte mit dem Buddhismus, und gleichzeitig fanden einzelne Aasketen ihre eigenen Gefolgenschaften und wurden darüber selbst wieder zu quasigöttlichen Schutzfiguren.

Eine faszinierende Veranschaulichung solcher Religionskombinatorik bietet das Rollbild mit der Darstellung des Tempelbezirks von Kusunosano Toshogu aus der Vogelperspektive. Auf



Kein Kind von Fröhlichkeit ist der Weisheitskönig Fudo Myoo. Sein Körper wird aus Sanskrit-Silben von einem Tempel auf Shikoku ausgegeben. Inv.-Nr. 1946

Erläuterung verspricht die baldige Geburt des Bodhisattva Miroku. Wie er aussieht wird, weiß dieses Rollbild bereits. Inv.-Nr. 1940



dieser chinesisch beeinflussten Tuschemalerei ist im oben gelegenen Tempelbezirk eine fünfstöckige Pagode zu sehen, also eine buddhistische Kultstätte, die der Shogun Tokugawa Ieyasu, einer der drei japanischen „Reichseiniger“, in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts errichten ließ. Rechts davon steht ein charakteristisches Shinto-Tor. Zwei Religionen teilen sich ein Heiligtum.

Das hatte mit dem Antritt der Meiji-Herrschaft ein Ende, denn zum Modernitätsverständnis des Kaisers zählte auch die Vorstellung einer homogenen religiösen Überzeugung. Und da der Shinto-Glaube traditionell die Legitimation für die Göttlichkeit des Herrschers bot, wurde natürlich diese Religion favorisiert, zumal sie als die älteste auch als urjapanisch galt, während die später importierten nicht fürs neue Patriotentum taugen sollten. Die entmachteten Tokugawa hatten sich als Buddhisten verstanden; auch das begünstigte die Etablierung des Shintoismus, um sich von der jüngeren Vergangenheit abzugrenzen. Vor allem aber setzte der Meiji-Kaiser die klare Trennung der Kulte durch. Das heißt, dass es keine gemeinsame Verehrung mehr an einem Ort geben durfte. Die Pagode im Kusunosano Toshogu wurde 1873 abgerissen, weil die Tempelanlage nun als rein shintoistische bestimmt wurde. Dadurch ergibt sich ganz nebenbei die Möglichkeit einer Abstimmung des von Spinner erworbenen Rollbildes: Es muss vor 1873 gemalt worden sein.

So erfolgreich er sonst auch mit seiner Politik war, mit seinem Religionsprogramm scheiterte der Meiji-Kaiser. Zu lange schon hatte sein Land die unterschiedlichsten Verehrungsformen in fruchtbarer Miteinander praktiziert, als dass diese Liberalität des Glaubens einfach per Dekret hätte beseitigt werden können. Aber die Bemühung des Herrschers, eine scharfe Trennung der Religionen durchzusetzen, trug Früchte außerhalb Japans, wo man die kaiserliche Propaganda für bare Münze nahm und seitdem auch fein säuberlich unterscheiden will, woran in Japan geglaubt wird. Es wäre an der Zeit, das zu korrigieren. *Andreas Plattbaus*

Japans populärste Göttin: Kamaio Inari Daimejinn mit ihrem festen Begleiter, einem weißen Fuchs, auf einem Rollbild des 19. Jahrhunderts. Sie beschützt die Ernte. Inv.-Nr. 1946

Schreibkünstler baldigen noch heute dem vergöttlichten Sugawara Michizane. Dieses Holzschnittporträt wurde von einem Tempel in Edo ausgegeben. Inv.-Nr. 1948